

Auszug aus:
Willi Bredel, Die Prüfung

Reclam jun. Leipzig 1981; S. 21 – 56

Die Vernehmung

Still und bescheiden fließt die Alster durch Wiesen und Wälder des hamburgischen Landgebiets, an Poppenbüttel, Fuhlsbüttel und Alsterdorf vorbei, um mit einem Male inmitten des Häusermeeres der Großstadt sich zu einem breiten, kilometerlangen See auszudehnen. Hinter dem Jungfernstieg jedoch schlängelt sie sich wieder, von Schleusen reguliert, klein und unauffällig, schmutzig und träge, quer durch das Geschäftsviertel der inneren Stadt. Hier bilden schmucklose Hinterfronten vielstöckiger moderner Handelshäuser, an deren schlickverschmutzten Fundamenten das tintenschwarze Wasser steht, die senkrechten Ufer des Alsterlaufs, von dem aus zahlreiche schmale Flotte die ganze Innenstadt durchziehen.

Kurz bevor die Alster in die Elbe mündet, fließt sie an zwei architektonisch grundverschiedenen hohen Granitbauten vorbei, und jäh ändert sich das Bild. Verschwunden sind hier die hohen, kalten, breiten Rückwände der Banken, Kauf- und Kontorhäuser. Kleine, schiefe, verfallene Speicher mit leeren, erloschenen Fenstern, verrosteten Kranen und Winden, verwitterten, spitzgiebeligen, schmutzigen Ziegeldächern beugen sich zum dunklen Wasser. Sie stehen in langer Reihe, eins stürzt das andere.

Längst sind Hamburgs Kaufleute aus diesen Speicherlöchern in große, weite, helle Bauten übersiedelt. An den alten, baufälligen Handelshäusern aus Urgroßväterzeiten, notdürftig mit riesigen Strebebalken vor dem Einsturz bewahrt, fehlen oft metergroße Mauerstücke, die im Laufe der Jahrhunderte ins Wasser bröckelten, sind oft Fenster und Speichertüren herausgerissen, hängen die Dachrinnen herunter, sind die Schornsteine eingestürzt. Und doch ist in den meisten dieser greisenhaften, zusammengeschrumpften, von Wind und Wetter zerzausten Häusern Leben. Hinter den kleinen, verdrückten Fenstern flackert abends trübes Petroleumlicht. Zwischen den müde sich neigenden, gebrechlichen Mauern, unter den eingesackten Dächern wohnen noch Menschen.

Zwei hohe Granitbauten am Lauf der Alster, an der Grenze

der Altstadt, trennen die Stadt mit dem Rathaus, der Börse, den Kirchen, den Banken und Kaufhäusern, den Pavillons, den breiten Straßen und Alleen von der Stadt mit den schmalen, schmutzigen, lichtlosen Gassen, den dumpfen modernden, verseuchten Häusern: die Stadt des Reichtums und des fröhlichen Lasters von der Stadt der Armut und des traurigen Lasters. Die beiden Granitbauten sind das Neue und das Alte Stadthaus: das Präsidium der Hamburger Polizei.

Einst genügte der alte protzige Koloß aus grauem Granit. Doch Hamburgs Handel wuchs. Hamburgs Arbeiterschaft, ihre Klassenkraft wuchs. Da mußte auch das Polizeipräsidium wachsen. Ein breites, gewaltiges Schwestergebäude entstand am jenseitigen Ufer der Alster. Beide sind durch eine hohe, gedeckte Brücke — Seufzerbrücke genannt — verbunden.

In einer der vielen Kellerzellen des Alten Stadthauses sitzt Gottfried Miesicke, mutterseelenallein. Es ist frühmorgens. Mit dem ersten Transport ist er gekommen. Man hat die sieben Häftlinge auf verschiedene Zellen verteilt.

Miesicke ist immer noch wie betäubt. Die ganze Nacht hat er im Keller des Wachtlokals der Humboldtstraße, in das man ihn stieß, durchwacht. Abends noch sollte ein Kommando kommen und ihn abholen. Vierzehn Stunden hat er gewartet, sehnsüchtig, aber vergebens. Des entsetzlichen Schmutzes wegen wagte er nicht, sich auf die Holzpritsche zu legen. In die Wolldecke gehüllt, die ihm ein Polizist hineingeworfen hatte, war er bis zum Morgen in der dunklen Zelle auf und ab gegangen. Unausgesetzt hatte er sich den Kopf zermartert, um eine Erklärung für die Festnahme zu finden.

Die Geschäfte des letzten Vierteljahrs hatte er sich immer wieder in Erinnerung gerufen. Er fand, sie waren makellos. Schulden hatte er nur bei Brinkmann, und die wollte er ja demnächst begleichen. Es muß ihn jemand denunziert haben. Oder sollte man ihn nur, weil er Jude ist, verhaftet haben?

An Bella denkt er, seine Frau, fühlt förmlich, wie sie sich um ihn ängstigt. Das ist schlimm. Aber schlimmer noch ist etwas anderes: Die achtzehn Kartons Krawatten müssen geliefert werden. Das Geschäft droht ins Wasser zu fallen. Das wäre nicht wiedergutzumachen. Und warum das alles? Was hat er verbrochen? Er hätte in dieser langen, verzweiferten Nacht aufschreien, toben, brüllen mögen, aber er unterbricht nur hin

und wieder sein sinnloses Gerenne, um hilflos und entmutigt den Kopf an die dicke Zellentür zu legen und seinen Schmerz hinunterzuwürgen. Brüche nur erst der Morgen an. Morgen wird sich, morgen muß sich alles aufklären.

Am Morgen holten sie ihn auch heraus, aber sie schafften ihn mit dem „Grünen August“ nach dem Stadthaus.

Und nun sitzt er hier im Keller und wartet. Aber er ist zuversichtlich: Seine Sache ist im Rollen, bald wird sich alles aufklären. Bald wird er frei sein.

Zuerst setzt er sich auf eine der Bänke, die an den Mauern der Sammelzelle aufgestellt sind. Unentwegt, hypnotisiert starrt er auf die Tür. Es muß ja bald jemand kommen und ihn freilassen.

Aber es kommt keiner. Er hört nur die schlurfenden Schritte der wachhabenden Beamten.

Dann beginnt er sich vorsichtig umzusehen. Es ist ein großer Raum, in dem außer den Bänken an den Wänden nichts steht. Die verschmierten, zerkratzten Wände eckeln ihn an. Er wagt einen Blick zur Seite und sieht Kritzeleien, liest Schweinereien, wie man sie oft in Pissoirs findet; dazwischen Hakenkreuze und Sowjetsterne und politische Losungen. Miesicke hat vor diesen Wänden körperlichen Abscheu.

Plötzlich entsteht Lärm auf dem Korridor. Getrappel, Kommandos. Miesicke horcht auf. Namen werden aufgerufen. Er schleicht an die Tür. Dabei zittert er vor Aufregung und kommt sich wie ein Verbrecher vor. Aber er muß horchen, vielleicht fällt sein Name. Miesicke hört nach jedem aufgerufenen Namen ein: „Hier!“

Auch Frauen sind dabei. Offenbar neue Häftlinge.

Der Schlüssel fährt ins Schloß. Miesicke prallt entsetzt von der Tür zurück. Zwei, vier, fünf Männer kommen herein. Sie kümmern sich nicht um ihn. Vier sind noch junge Burschen, einer ist älter, er hat ein bartloses, vernarbt und vergrämes Gesicht. Einer pfeffert seine Mütze auf die Bank. „Diese Scheiße!“ Zwei beginnen durch die Zelle zu wandern. Der Alte studiert die Wände.

„Wenn dieser Hund die Schnauze hält, ist alles gut. Meine Fleppen sind sauber, mein Alibi in Ordnung...“

„Wenn!“ höhnt der andere.

„Aber wart man, der wird noch Augen machen! Der wird mich noch kennenlernen! Der wird's noch bereuen! Jetzt gibt's keine

Schonung mehr, jetzt pack ich aus!"

„Macht der Lampen! Mein bester Freund! So 'ne Dinger zusammen befummelt! Mensch, man kann sich heute auf niemand mehr verlassen!"

Miesicke betrachtet den Verratenen, staunt über das unverdorbene, kindliche Gesicht, das zu dem schaukelnden Gang und den groben Worten so gar nicht paßt.

„Mit was rechnest du?"

„Rechnen? Rechnen? Ich rechne gar nicht! Scheiße ist alles!"

Miesicke gegenüber sitzt ein vierschrotiger Arbeiter in weiten, grobgerippten Manchesterhosen. Die Ellenbogen hat er auf die Knie und den Kopf auf die Fäuste gestützt. So starrt er vor sich hin.

Kurze Zeit darauf kommt wieder Zuwachs, erst drei, dann mit einem Male neun Gefangene. Es ist laut und lebendig geworden. Miesicke sitzt immer noch auf seinem Platz und beobachtet, horcht, staunt. Viele Jungen unter ihnen. Einige Burschen benehmen sich sorglos laut, lachen, necken sich, steigen auf den Holzverschlag des Klosetts und sehen zum Fenster hinaus. Einer geht an die Tür und ballert mit der Faust dagegen. Sie wird geöffnet.

„Naa, was ist los?"

„Wi is dat mit Kaffee, wie hefft Kooldamp?"

„Gibt's gleich!" Mürrisch schlägt der Beamte die Tür wieder zu.

„Ward ok bald Tied, de Bande is to ful!"

Miesicke ist sprachlos. Und ist noch sprachloser, als tatsächlich gleich darauf der mürrische Beamte zurückkommt, über seine Brillengläser hinweg in die Zelle blinzelt und fragt: „Für wie viele?"

„Sosstein Mann!"

„Nee, achtein! Achtein Mann!"

Der Beamte reicht Blechkummen herein. Ein anderer, ein Stahlhelmer, verteilt Schwarzbrotstücke und schöpft aus einem dampfenden Eimer Kaffee.

„Sie haben doch schon Brot?"

„Ik? Wo denn? Mok man keene Flausen!"

Wie die Beamten draußen sind und schmatzend gegessen und getrunken wird, meint einer: „Du hast aber doch zwei Stück bekommen!"

„Klor! Warst du von een Stück satt?"

Miesicke hätte gern ein wenig gegessen, er würgt und würgt. Schließlich gibt er es auf. Drei Hände strecken sich gierig nach seinem Brot aus. Bei der dampfenden Kaffeebrühe, die faulig bitter schmeckt, unterdrückt er aber seinen Widerwillen und trinkt. Er muß doch etwas Warmes im Magen haben.

„Warum bist du hier?"

Miesicke überlegt lange. „Ich weiß es beim besten Willen nicht!"

„Na Mensch, brauchst dich nicht zu genieren!"

„Ehrenwort, ich weiß es nicht!"

„Ganz richtig, Alter!" ruft einer dazwischen. „Bleib nur dabei. Hier in diesen Sammelzellen ist es nicht sauber. Es wird viel zuviel gequatscht!"

Furchtbar ist dieses ungewisse Warten, ermüdend und zermürbend. Miesicke hat die Nacht nicht geschlafen, hat sich nicht waschen, hat nichts essen können; jetzt fühlt er einen dumpfen Druck im Schädel, der immer stärker wird. Die Luft ist schlecht geworden. Das halbgeöffnete Zellenfenster ist nur klein. Der Abortgestank bleibt in der Zelle. Und Miesicke kriecht in sich hinein und hofft von Stunde zu Stunde, daß man ihn aufruft. Wenn sie ihn erst rufen, kommt er frei, daran zweifelt er nicht. Ein junger Bursche, in elegantem, auf Taille gearbeitetem grauem Maßanzug, waagerechten, auswattierten Schultern, sorgfältig gebügelten Hosen, erregt Miesickes Aufmerksamkeit. Ununterbrochen läuft er mit schnellen Schritten durch die Zelle, vom Fenster zur Wand, von der Wand zum Fenster. Miesicke findet sein Gesicht unangenehm. Es ist klein, länglich, mit einer Kindernase und kleinen, stechenden Augen. Das dunkelblonde Haar ist in der Mitte der eingedrückten Stirn gescheitelt.

Miesicke ist bald fünf Stunden in dieser Zelle, er wird kühner.

„Darf man sich anschließen?"

„Von mir aus!"

Jetzt laufen sie beide von der Wand zum Fenster, vom Fenster zur Wand. Miesicke wartet darauf, daß sein Nebenmann ein Gespräch beginnt. Der scheint aber nicht die Absicht zu haben. Bald schließt sich ihnen noch ein dritter an, ein schlanker, gut aussehender Mensch in Regenmantel und Schlapphut. Der beginnt zu erzählen. Er hat ein Verhältnis

mit einer älteren Person gehabt, und als er stellungslos wurde, hat sie ihm geholfen. Er liebt sie aber nicht mehr und ist fortgegangen. Da hat sie ihn wegen Zuhälterei angezeigt. Er schwört, daß alles nur eine Ausgeburt blinder Eifersucht sei. Gleichgültig, gelangweilt pfeift Miesicke Nebenmann während dieser Erzählung durch die Zähne. Er verliert kein Wort. Nach einer Weile aber lacht er auf. „Es sind alles Kanaillen!“

„Wieso, hat dich auch ein Weib reingerissen?“

„Das nicht! Aber geh mir mit die Weiber los!“

Miesicke kann kaum Schritt halten, so holen die beiden aus. Doch er fiebert vor Neugier. Angesichts der menschlichen Tragödien um sich vergißt er seine eigene.

„Ich? Ich hoffe so um neunzehnhundertsiebenunddreißig frei zu sein.“

Miesicke zuckt zusammen, als habe er einen Schlag erhalten. Entsetzt betrachtet er seinen Nebenmann.

„Dicker Knast!“ bemerkt trocken der dritte. „Für was denn?“

„Ladenkasse ausgeräumt! Raubüberfall!“

„Äh!“ macht der unschuldige Zuhälter, als habe er sich die Finger beschmutzt. „Das ist unangenehm!“

Miesicke läuft es eiskalt über den Rücken. Erregt tippelt er neben den beiden jungen Kerlen her. Er möchte von ihrem Gespräch kein Wort verlieren.

„Besonders, da ich gar nicht mehr dran gedacht habe. Das Ganze liegt sieben Monate zurück. Pech!“

„Menschenskind, das kann aber noch schlimmer werden. Die fällen ja jetzt Urteile, das ist haarsträubend. Wenn du nur auf der Straße laut furzt, wirst du ja schon verknackt!“

Die Tür geht auf. Alle blicken erwartungsvoll hin.

„Sauer“, ruft der Beamte vom Korridor. Der Arbeiter in den Manchesterhosen erhebt sich schwerfällig und geht an die Tür.

„Heißen Sie Sauer? Otto Sauer?“

„Ja!“

„Kommen Sie!“

Hinter ihm schließt sich wieder die Tür.

Die drei setzen ihren Marsch fort. Der Gentleman-Räuber — so nennt Miesicke ihn in Gedanken — hat beide Hände in den Taschen und pfeift vor sich hin. Er scheint entschlossen zu sein, sich mit Galgenhumor über das Loch, das sich jetzt in

seinem Leben auftut, hinwegzusetzen.

„Hat es sich wenigstens gelohnt?“

„Ooch wat, nich mal hundert Mark dabei geerbt!“ Und er winkt lässig mit der Hand ab. „War 'ne miese Sache. Gott sei Dank lebt der Alte, sonst wär es noch beschissener.“

Für Miesicke ist das zuviel. Er gibt vor, nicht mehr laufen zu können, und läßt die beiden allein. Von seinem Bankplatz aus betrachtet er sie verstohlen und wird sich plötzlich mit Grauen bewußt, wo er sich befindet. Gerechter Gott, wenn man ihn doch bloß bald holen wollte...

Auf dem Korridor klappern Kannen. Essenszeit. Unter den Gefangenen wächst die Unruhe. Fragen wirbeln durch den Raum. Was wird's geben? Wie ist das Essen hier? Kommt es vom Untersuchungsgefängnis, oder kochen die hier selbst? Einer will wissen, daß es eine in der Nähe befindliche Wohlfahrtsküche liefert.

Der Tabak ist ausgegangen. Jeder schnorrt. Gierige Blicke hängen an den kurzen Stummeln, die von Mund zu Mund wandern. Die Luft ist unerträglich vor Abort- und Schweißgeruch und Tabaksqualm. An der Zellentür steht statt eines Spucknapfes ein großer, flacher Sandkasten, voller dicker Schleimfetzen. Miesicke gibt sich Mühe, ihn nicht zu bemerken; blickt er dennoch zufällig darauf, verspürt er Brechreiz.

Die Eßnapfe werden hereingebracht. Die Gefangenen stellen sich, jeder seinen Napf in der Hand, vor der Tür an. Es gibt Nudelsuppe.

Miesicke löffelt eifrig. Er entdeckt sogar kleine Stückchen Fleisch. Es schmeckt besser, als er erwartet hat. Rundherum auf den Bänken allgemeines, schweigendes, hastiges Schmatzen. Miesicke ißt behutsam. Er hat kaum drei Löffel gegessen, da hört er schaben und kratzen. Die jungen Burschen haben ihr Essen schon heruntergeschlungen.

Während des Essens öffnet sich die Tür; der junge Arbeiter taumelt herein. Er geht krumm, als trüge er an einer unsichtbaren Last. Das linke Auge ist blau angeschwollen und blutet. Alle blicken ihn an. Die meisten stellen ihre Eßnapfe beiseite und umringen ihn.

„Menschenskind, was haben sie denn mit dir gemacht?“

Schweratmend steht der untersetzte Prolet da und blickt mit wilden Augen unheimlich starr an den Umstehenden vorbei.

„Sauhunde!“ stößt er heiser hervor.

Miesicke ist auch aufgestanden. Fassungslos starrt er auf den Geschundenen. Jetzt bemerkt er noch einen handgroßen, angeschwellenen, blauen Fleck am Halse und Blut am linken Ohr.

„Was will man von dir?“

„Namen will man!“

„Du darfst keinen verraten!“ ruft einer von den Bänken.

„Schnauze halten, Idiot!“ antwortet ein anderer. „Hier ist bestimmt 'n Spitzel drunter!“

Der Mißhandelte löst seinen Gürtel und läßt die Hose herunter. Gesäß und Oberschenkel sind voller blutunterlaufener Striemen. Wie er das Hemd hochzieht, werden armdicke, rotblaue Schwellungen auf dem Rücken sichtbar.

„Dich haben sie aber gründlich gemeint. Zimmer einhundert-unddrei, was?“

Der Gefragte nickt nur und zieht verbissen schweigend die Hose wieder hoch. Die meisten Gefangenen sind plötzlich satt. Miesicke auch. Zwei Bürschen fallen sofort über sein kaum angerührtes Essen her. Oft hat Miesicke draußen von Mißhandlungen auf dem Stadthaus gehört. Doch die so etwas verbreiteten, waren gewöhnlich Kommunisten, und denen war seiner Ansicht nach nicht zu glauben. Nun sieht er es mit eigenen Augen. Was mag der ausgefressen haben, daß sie ihn so zurichteten? Er wagt nicht zu fragen, so gern er es auch wüßte. Da fragt ein anderer und erhält die Antwort: „Im Kampfbund war ich Gruppenführer. Wir haben Flugblätter verteilt. Mich haben sie geschnappt, und nun wollen sie wissen, wer die anderen waren!“

„Wer jetzt politisch hier ist, der hat nichts zu lachen!“

Miesicke dreht sich nach diesen Worten um. Die Hände tief in den Hosentaschen, steht der Bürsche hinter ihm, der um hundert Mark bald einen Menschen erschlagen hätte. „Mich“, erläutert er, überlegen lächelnd, „mich ziehn keine zehn Pferde in die Politik! So blau sein!“

Drei, vier bleiben um den Mißhandelten, der immer wieder erzählen muß, wie die aussahen, die ihn verprügelten, und womit sie prügelten. Die übrigen lösen sich in laut und erregt erzählende, streitende und schimpfende Gruppen auf.

Miesicke vernimmt schaurige, unvorstellbare Berichte. Einer will auf dem KzbV in der Großen Bleichen gesehen haben, wie vier ausgesucht starke SA-Männer über einen vielleicht sechzigjährigen Mann hergefallen sind und mit Stuhlbeinen und

Gummiknüppeln Aussagen aus ihm herauspressen wollten. Ein anderer weiß angeblich genau, daß sie vor einigen Tagen einem gewissen Fritz Wollgast das rechte Auge ausgeschlagen haben. In einer anderen Gruppe berichtet einer, daß während seiner Vernehmung am Vortage ein junges Mädel mißhandelt wurde. „Ein SA-Mann kam erhitzt und aufgeregt ins Vernehmungszimmer und rief den anderen zu: ‚Das Saustück sagt nichts!‘ — ‚Vielleicht weiß sie wirklich nichts‘, meint einer. ‚Die weiß es bestimmt! Der ist nicht verschwunden, ohne ihr zu sagen, wohin! Die macht mir nichts vor. Aber wir haben ihr auch den Arsch zur Landkarte gehauen. Wo du hinblickst: Afrika, schwarzer Erdteil!‘ Diese verdammten Sadisten.“

Natürlich sagte sich Miesicke: Das darf man nicht alles glauben. Das sind so die üblichen Übertreibungen. Sicherlich gehen die Nazis nicht gerade sanft mit ihren Gegnern um, aber es sind doch Menschen, Deutsche, Hamburger, keine wilden Tiere. Sie sind Soldaten, und deutsche Soldaten vergreifen sich nicht an deutschen Frauen und Mädchen. Ja, der dort ist verprügelt worden, aber wer weiß, was er auf dem Kerbholz hat. Er wird es hier drinnen niemand auf die Nase binden. Er wird schon was ausgefressen haben, mir nichts, dir nichts wird kein Mensch so zugerichtet.

Und Miesicke sagt zu allem, was er sieht und hört, kein Wort. Er denkt sich sein Teil und ist froh, mit dergleichen nichts zu tun zu haben.

Neben Miesicke auf der Bank sitzen drei Männer. Einer, ein maßlos dicker Kerl, wird Blutquese genannt. Blutquese ist witzig und versteht zu unterhalten.

Er ist gerade gefragt worden, wie er es anstelle, wenn er mit einem Weib ginge, wo er dann seinen Bauch lasse, und will beginnen, es anschaulich zu erklären, da geht die Zellentür auf, und Miesicke wird gerufen.

Wie ein Wiesel rennt Miesicke zur Tür.

„Sind Sie Gottfried Miesicke?“

„Ja!“ Er ist heiß vor Freude. Also endlich! Endlich! Wie die Tür hinter ihm geschlossen wird, hat er nur einen Gedanken: Nie wieder da hinein!

„Warten Sie hier!“

Miesicke steht auf dem Korridor, vor einer langen Reihe schmaler Spinde. Er wundert sich. Sollten hier so viele Beamte stationiert sein? Am Ende des Korridors sieht er ein paar

Beamte in Zivil mit Akten unterm Arm. Einer, ein langer, steifer Mann mit hohem Kragen und hochstehenden, borstigen Haaren, schlendert langsam heran.

„Miesicke?“

„Jawohl!“

„Kommen Sie bitte mit!“

Miesicke trippelt aufgeregt hinter ihm her. Gott sei Dank! Gott sei Dank! denkt er in einem fort. Darin liegt die ganze überströmende Freude, die Miesicke in diesem Augenblick empfindet. Sie betreten ein kleines, vergittertes Zimmer, in dem nichts weiter als ein hohes Stehpult und ein Stuhl stehen.

„Setzen Sie sich!“

Miesicke setzt sich. Umständlich legt der Kommissar die Akten zurecht, blättert darin, wirft prüfende Seitenblicke auf Miesicke und blättert wieder in den Akten. Dann zündet er sich eine Zigarette an. Miesicke, der keinen Blick von ihm wendet, wundert sich über die umständlichen Vorbereitungen. Er hoffte, der Kommissar werde sich bei ihm entschuldigen und ihn entlassen. Warum diese Verzögerung?

„Sie heißen Josef Gottfried Miesicke?“ — „Jawohl!“ — „Geboren am 6. 2. 89.“ — „Jawohl!“ — „In Heiligenhafen?“ — „Jawohl!“ — „Jude?“ — „Jawohl!“ — „Verheiratet mit Sabine Goldschmidt?“ — „Jawohl!“ — „Ebenfalls Jüdin?“ — „Jawohl!“ — „Von Beruf Kaufmann, wohnhaft Hofweg einhundertundsiebzehn?“ — „Jawohl!“ — „Unvorbestraft?“ — „Jawohl!“ — „So — und nun frage ich Sie, ob Sie bereit sind, mir alle meine Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten?“ — „Selbstverständlich, Herr Kommissar!“ — „Es ist auch in Ihrem eigenen Interesse das beste. Seit wann sind Sie Mitglied der Kommunistischen Partei?“ — „Wie, bitte?“ — Miesicke mißtraut seinen Ohren. — „Seit wann Sie Mitglied der Kommunistischen Partei sind!“ — „Ich ... bin kein Mitglied ... der Kommunistischen Partei!“ — Miesicke ist sprachlos. Was will man von ihm? „Ich bin nie eins gewesen!“ ergänzt er und denkt, was für eine irrsinnige Frage. Was hat er schon mit den Kommunisten und ihrer Partei zu tun?

Der Kommissar blickt ihm kalt und ungläubig von oben herab in die Augen. „Sie haben mir versprochen, die Wahrheit zu sagen!“

„Das ist die Wahrheit, Herr Kommissar!“

„Sie wollten doch Geld für die Kommunistische Partei geben?“

„Ich? Ich, Geld für die Kommunisten? Oh, man ja nicht, Herr Kommissar! Nee, ich habe kein Geld für die Politik!“

„In Ihrem eigenen Interesse fordere ich Sie noch einmal auf, mir die volle Wahrheit zu sagen, Herr Miesicke!“

„Ja, das will ich ja auch. Fragen Sie doch nur, Herr Kommissar!“

„Sie sind Mitglied der Kommunistischen Partei?“

„Nein!“

„Sie wollten Geld für die illegale Kommunistische Partei geben?“

„Niemals!“

„Es tut mir leid um Sie, aber unter diesen Umständen muß ich es ablehnen, Sie zu vernehmen!“

Miesicke blickt angstvoll in zwei graue, prüfende Augen.

„Sie sind gestern wohl auch nicht mit dem Alsterdampfer ‚Sibylle‘ gefahren?“

„Doch! Ich fahre fast jeden Tag mit dem Alsterdampfer!“

„Also doch! Aber Sie kannten natürlich den Herrn nicht, mit dem Sie auf dem Dampfer sprachen?“

„Den? Nein! Das war ein Fremder! Den kenn ich nicht!“

Der Kommissar beugt seinen Kopf ein wenig zu Miesicke hin und flüstert nachdrücklich: „Sagen Sie lieber gleich die Wahrheit, Herr Miesicke, es ist besser für Sie. Ich, ich tue nur meine Pflicht. Wenn Sie nicht wollen, muß ich die Sache weitergeben. Leugnen ist zwecklos, glauben Sie mir!“

Miesicke ist es inzwischen bald heiß, bald kalt geworden. Er hat keine Ahnung, was diese Fragerie, diese Warnungen und Ratschläge eigentlich bedeuten sollen, aber er fühlt, daß etwas Unheimliches gegen ihn heranrollt. Nun jammert er ängstlich heraus: „Bester Herr, das muß wirklich alles ein schrecklicher Irrtum sein. Wirklich! Ich bin nicht der, den Sie suchen! Habe mit Politik nie zu tun gehabt! Nie mit Kommunisten verkehrt! Wirklich nicht! Sie irren!“ Miesicke sieht sich wie eine Mücke ins Netz einer Spinne verstrickt, aus dem es kein Entrinnen gibt. Der Fremde. Geldgeben. Kommunistische Partei. Miesicke dreht sich alles im Kopf. Aber nur die Nerven behalten, es muß sich ja alles aufklären. „Herr Kommissar, es ist tatsächlich nichts als ein unglückliches Zusammentreffen. Ich habe mit diesem Fremden, den ich nur auf einige Schön-

heiten hinwies, nichts gemein. Ich kann doch gar kein Kommunist sein. Bedenken Sie, ich habe ein Geschäft. Ich bin doch kein Arbeiter!"

„Es gibt noch ganz andere Leute als Sie, die Kommunisten sind – davon abgesehen. Und Sie als Jude? Noch einmal: Bleiben Sie bei Ihren Aussagen?“

„Aber ja, Herr Kommissar!"

„Kennen Sie denn wenigstens den Namen Tetzlin?“

„Nein, Herr Kommissar, den kenne ich nicht!"

„Dann können Sie wieder gehen! Warten Sie, ich bringe Sie zurück!"

„Und ... und wann werde ich entlassen?“

„Darüber entscheide nicht ich!"

Der Kommissar klappt ärgerlich das Aktenbündel zu, klemmt es unter den Arm und verläßt vor Miesicke das Zimmer. Dieser bleibt an seiner Seite.

„Sie hätten lieber gleich die Wahrheit sagen sollen!"

„Aber ich habe doch die Wahrheit gesagt!"

„Na, wie Sie wollen!"

Auf dem Korridor liefert der Kommissar Miesicke an einen Uniformierten ab. Miesicke verabschiedet sich mit einer kleinen Verbeugung. Der Kommissar nickt mit dem Kopf. Dann geht er den Korridor zurück. Miesicke wird wieder in die große Sammelzelle geschlossen, die er noch vor wenigen Minuten niemals wieder zu betreten hoffte. Gestank und Tabakqualm schlagen ihm entgegen, alles ist ihm jetzt noch widerwärtiger als vorher. Die gelbe Glühbirne, die die Zelle kümmerlich erhellt, die vielen Männer mit den schleppenden Schritten und lauernden Augen, das offene, stets besetzte Klosett, die verschmierten Wände, alles ist ihm plötzlich so entsetzlich, so zuwider, so unheimlich, daß es ihn in der Kehle würgt.

Er schüttelt die neugierig auf ihn Eindringenden ab. Er ist zu verwirrt, zu erregt, um Fragen beantworten zu können. Zumal ihm Fragen gestellt werden, die er sich selber stellt und um deren Beantwortung er sich selber verzweifelt bemüht. Angst sitzt ihm in den Gliedern. Er sieht sich als Opfer eines tödlichen Irrtums. Ist verwickelt in ein Verbrechen, gilt als Komplize. Er weiß genau, was es bedeutet, als Jude politisch verdächtig zu sein, weiß, daß es schwieriger sein wird, als er glaubte, seine völlige Unschuld zu beweisen. Der Fremde war

ein Verbrecher. Mein Gott, das war dem nicht anzusehen. Im Gegenteil. Und wer mochte dieser Tetzlin sein? Er hatte diesen Namen bestimmt noch nicht gehört. Er soll Geld gegeben haben. Den Kommunisten. Welch ein Irrsinn! Wie das nur alles zusammenhängt?

Miesicke quält seinen Kopf, die Zusammenhänge zu durchschauen.

Dann packt ihn die Wut. Warum kümmert sich seine Frau nicht um ihn? Warum klären die Verwandten nicht die Polizei auf und verlangen seine Freilassung? Warum läßt man ihn hier im Dreck verkommen? Warum beteuert man nicht seine völlige Unschuld? Warum bürgt keiner für ihn?

„Haben sie dich wenigstens anständig behandelt?"

Das ist nun schon der dritte oder vierte, der dies fragt.

„Jawohl, man hat mich durchaus anständig behandelt!"

„Mensch, dann hast du aber Schwein gehabt. Du, ein Jude!"

Das fehlte auch gerade noch. Es war schon unanständig genug, ihn wie einen Verbrecher festzuhalten. Womöglich mußte er nun noch eine Nacht in dieser ekelhaften Zelle, unter diesen Menschen, in diesem Gestank verbringen. Es war nicht ausdenken. Es wäre schrecklich. Und Miesicke weicht allen Fragen, allen Blicken aus, meidet jeden und tappt für sich durch die Zelle. Vor Hilflosigkeit, Ekel und Angst hätte er heulen mögen wie ein Kind.

Jetzt wurden häufiger Namen aufgerufen, Gefangene zur Vernehmung geholt. Auch der elegante Ladenräuber ist geholt und wieder hereingebracht worden. „Es war ja doch alles verpfiffen“, erzählt er bereitwillig, „da habe ich ein Geständnis abgelegt. So wird mir wenigstens die Untersuchungshaft angerechnet, und ich habe bei den Bullen eine gute Nummer!"

Ein Mitgefangener, ein rothaariger Friseur, der wegen Exhibitionismus vorbestraft und jetzt wieder deswegen verhaftet ist, macht sich an Miesicke heran und flüstert ihm zu: „Du, die sagen, ich werde kastriert. Es gibt jetzt derartige Gesetze. Ob sie das wirklich tun?"

„Lassen Sie mich doch bloß in Ruh!" schreit Miesicke den Rotgelockten mit dem weißen Mädchengesicht an.

„Du wirst nicht kastriert!" erwidert ein anderer, der die Frage gehört hat. „Sie werden dir aber den Schwanz abnehmen!"

Der Friseur ist bestürzt. Er ereifert sich. Er will nicht glauben,

daß es solche Gesetze gibt. Er meint, der Nationalsozialismus sei eine politische Bewegung, und *er sei doch kein politischer Verbrecher*. Keiner habe ein Recht, ihn zu kastrieren. Er verstehe überhaupt nicht, was das den Nationalsozialismus angehe. Und im übrigen sei er selbst Nationalsozialist. Seit 1931 habe er nur nationalsozialistisch gewählt, und in allen Versammlungen, die er besucht habe, sei niemals von Kastrieren die Rede gewesen...

„Min Olsch hett mi denunziert. Lot mi man wedder na Hus komm'n, de verbleu ik den Mors mit de Brotpann!“

„Wav hett se denn von di angeben?“

„De Jung wull in de Hitlerjugend. Do bin ik dortwischen fohr'n. Ik heff to em seggt: Wenn du de geele Oopenjack antreckst, smiet ik di rut und dien Modder achter noh! Nu sitt ik hier for de geele Oopenjack. Na, lot mi man wedder rut komen!“

„Miesicke, Gottfried Miesicke!“

„Hier!“ Miesicke ist völlig abwesend und hört seinen eigenen Namen nicht. Vor der Tür stehen ein SA-Mann und der Wachtmeister.

„Sie schlafen wohl, was?“

„Nein, das nicht!“

Der SA-Mann mustert ihn verächtlich von oben bis unten, murmelt etwas und wendet sich dann wie angeekelt ab. Während Miesicke wartet, flüstern der SA-Mann und der Wachtmeister miteinander und werfen Seitenblicke auf ihn. Der SA-Mann zieht einen Revolver und fummelt an ihm herum. Bedächtig geht er auf Miesicke zu.

„Bei dem geringsten Fluchtversuch schieß ich dich übern Haufen, verstanden?“

Verstanden hat Miesicke schon, aber was soll das bedeuten? Warum sollte er fliehen? Wohin will man ihn bringen?

„Lös, mitkommen!“

Der Wachtmeister schließt die Korridortür auf, und Miesicke folgt dem SA-Mann die Treppe hinauf und durch einen langen Gang. Durch die Fenster des Ganges sieht er das Alsterfleet. Der SA-Mann schreitet, den Revolver in der Hand, wortlos neben ihm her. Am Ende des Ganges schließt er eine kleine Tür auf, hinter der eine schmale Wendeltreppe nach oben führt. Miesicke wagt die Frage: „Herr Wachtmeister, wo bringen Sie mich hin?“

„Schnauze halten!“ ist die Antwort.

Die Wendeltreppe endet oben wieder vor einer Tür, die der SA-Mann aufschließt. Nun stehen sie im Innern des Stadthauses. An neugierig blickenden Leuten vorbei wird Miesicke durch die Gänge des Alten Stadthauses über die Seufzerbrücke ins Neue Stadthaus geführt. Von dort wieder durch kleine Türen, über lange Gänge und einen freien Platz nach einem Gebäude, in dem vor kurzem noch das Wohnungsamt untergebracht war. Und nun weiß Miesicke, wo er hingeführt wird: zum Kommando zur besonderen Verwendung. Eine lähmende Angst kommt über ihn. Von diesem KzbV sind die haarsträubendsten Dinge erzählt worden. Hier sollen Mißhandlungen an der Tagesordnung sein. Hier ist erst vor wenigen Wochen ein Arbeiter aus dem Fenster gesprungen und tot auf der Straße liegengelassen. Hier ist das gefürchtete Zimmer 103. Das Zimmer, wo der eine Arbeiter heute vormittag geschlagen wurde.

Der SA-Mann blickt höhnisch grinsend auf den zitternden Menschen. Wichtig wiegt er seinen Revolver in der Hand. „Los, los, büschen dalli!“ Und Miesicke — er taumelt nur noch den Treppenaufgang hoch. Er hört Grammophonmusik. Wie sie über einen kahlen, verwahrlosten Korridor gehen, blickt er in einige offene Türen. Er sieht große Plakate an den Wänden, Sowjetfahnen und rote Kranzschleifen. Uniformierte SA- und SS-Leute kommen ihnen entgegen. Mit ihren langschäftigen Stiefeln stampfen sie dröhnend über den Holzboden des Korridors.

„Wo hast du denn das Schwein aufgegabelt?“

„Von drüben! Kurt will ihn vornehmen!“

„Kann er sich freuen, Kurt ist gerade in der richtigen Stimmung!“

In Miesicke ist eine wahnsinnige Angst. Ihm ist kalt, eiskalt, und doch bricht ihm der Schweiß in großen Tropfen aus der Stirn. Jetzt ist er sicher, er geht seinen letzten Gang, man wird ihn töten. Er fragt sich nicht mehr, warum und weshalb, er hat nur den einen Willen: Leben! Leben! Nicht sterben! Er denkt nicht mehr daran, daß er unschuldig, daß er das Opfer eines unseligen Irrtums ist, er denkt nur immer das eine: Nicht sterben! Leben! Dieses unheimliche, verwahrloste Haus mit den morschen Treppen und brüchigen Geländern, den mit Farbe und Dreck verschmierten Wänden, den öden Korrido-

ren, den vielen leeren Räumen, deren Türen sperrangelweit offenstehen, die schnarrende Grammophonmusik, die durchs Haus geistert, die einzelnen grimmigen, laut auftretenden SS-Soldaten mit Stahlhelm und Karabiner — ein Eindruck von lähmender Hoffnungslosigkeit. Es ist aus! Es ist aus!

Miesicke kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Verschwommen steht sekundenkurz Bella vor ihm, mit ganz großen Augen und halboffenem Munde. Ja, so wird sie dastehen, wenn alles aus ist. Und Karl Kroll und der gute, alte, dicke Josef Mendes. Was werden sie sagen? Was werden sie sagen?

„Hier bleib stehen!“

Erschreckt zuckt Miesicke zusammen, stellt sich an die Wand und blickt bettelnd zu dem kalkigen Gesicht unter dem Stahlhelm auf.

„Mit dem Gesicht zur Wand, du Idiot! Näher ran! Noch näher! Und wehe, rührst du dich!“

Miesicke steht mit dem Gesicht so dicht an der Wand, daß die Schuhspitzen die Bodenleiste berühren und die Nase an die Wand tippt. Der SA-Mann tritt in ein Zimmer. Miesicke richtet sich ein wenig auf. Er blinzelt vorsichtig nach rechts und links: Er ist ganz allein auf dem Korridor. Links ist der Treppenaufgang. Wenn er jetzt flüchtet? Es zuckt in ihm. Es rieselt ihm durch alle Glieder. Flieh doch! Flieh doch! Die Treppen hinunter. Dann weiter durch die Auffahrt in die Große Bleichen. Ihn schwindelt. Er taumelt mit dem Gesicht gegen die Wand. Er hat nicht die Kraft, nicht die Nerven; er klebt an der Wand dieses Korridors wie eine Fliege am Leim. Es ist alles aus! Es ist alles aus! Warum hat man ihn nicht in der Zelle gelassen? Er ist doch schon vernommen. Warum soll denn nun gerade er nicht mehr leben dürfen! Bella ... Es ist aus ...

„Reinkommen!“

Am ganzen Leibe zitternd, tritt Miesicke über die Türschwelle. Er sieht sechs SS-Uniformierte um einen Tisch stehen. Sein Begleiter steht hinter ihm an der Tür, den Revolver immer noch in der Hand.

„Herkommen! Los!“

Miesicke reißt alle Kraft zusammen und geht auf ein klobiges, quadratisches Gesicht zu. Ein ängstlicher, flüchtiger Blick durchs Zimmer. Nichts steht drinnen außer dem Tisch. Der

Fußboden ist schmutzig; Papierstücke und Zigarettenstummel liegen herum.

„Du heißt?“

„Gottfried Miesicke!“

„Lauter, du Schwein! Und dann heißt's: Herr Wachtmeister!“

„Gottfried Miesicke, Herr Wachtmeister!“

„Bist Jude, was?“

„Ja, Herr Wachtmeister!“

„Das heißt: Jawohl!“

„Jawohl, Herr Wachtmeister!“

„Kommunist?“

„Nein, Herr Wachtmeister!“

„Du Lump lügst!“

„Ich bin kein Kommunist, Herr Wacht...“

Ehe Miesicke weiß, wie ihm geschieht und wer von den sechsen es ist, hat einer seine Hände um Miesickes Kehle gelegt, ein zweiter seinen rechten Arm gepackt, gedreht und zur Seite gerissen. Mit einem schmerzhaften Ruck, bei dem Miesicke wie ein Tier aufheult, wird er über den Tisch gezerrt. Fast gleichzeitig wird auf ihn geschlagen. Aufs Gesäß, auf den Rücken, auf die Beine. Einige Hiebe klatschen auf seinen Körper, andere kommen dumpf und hart; ihm ist, als träfen sie direkt die Knochen.

Er hat zunächst nur den Gedanken: Wo kommen nur die vielen Menschen her, die ihn verprügeln, und woher haben sie plötzlich die Prügelinstrumente? Dann trifft ihn ein dumpfer Schlag quer übers Kreuz. Er schreit, heult auf, brüllt, brüllt, brüllt. Und immer toller hageln die Schläge auf ihn herab. Er spürt einen furchtbaren Schmerz in der linken Seite und stößt einen wahnsinnigen, gellenden Schrei aus.

Da hören die Schläge auf. Miesicke wagt nicht, sich zu rühren; er liegt, mit dem Gesicht nach unten, keuchend auf dem Tisch.

„Runter mit dir vom Tisch, du Sau!“

Miesicke sucht mit den Händen einen Halt, um sich herunterzulassen.

Das geht den SS-Leuten offensichtlich zu langsam; einer zieht ihn am Bein vom Tisch. Miesicke kann sich gerade noch an der Tischkante halten.

„Dreh dich rum! Bist du Kommunist?“

Miesicke will reden, erklären, um Gnade bitten — er war doch zwei Jahre im Feld, hat eine Frau, hat sich nie um Politik gekümmert —, aber er bekommt keinen Ton heraus. Vor seinen Augen verschwimmt alles. Der Rücken brennt. In der linken Seite spürt er bei der geringsten Bewegung entsetzliche Stiche.

„Rede! Gib Antwort, du Sittenstrolch!“

Miesicke schüttelt nur den Kopf.

Wieder wird er auf den Tisch gezerrt. Er brüllt, bevor er den ersten Schlag erhält. Er gräbt die Nägel ins Holz, drückt sein Gesicht auf die Tischplatte und brüllt unausgesetzt. Allmählich geht sein Brüllen in Stöhnen über. Schließlich wimmert er nur noch.

„Dich schlagen wir kaputt, wenn du nicht gestehst!“

Dicht vor sich sieht Miesicke ein wutverzerrtes Gesicht. Er wischt sich mit dem Handrücken den Speichelschaum vom Mund. Nur nicht mehr schlagen! Er ist zu allem bereit.

„Bist du Kommunist? Gib Antwort!“

Miesicke nickt.

„Wolltest du den Kommunisten Geld geben?“

Miesicke nickt.

„John Tetzlin sollte dem Kurier 'n Schiff nach Kopenhagen besorgen! Ist doch so, was?“

Miesicke nickt.

„Warum hast du Hund denn erst gelogen?“

Miesicke taumelt von einem furchtbaren Schlag ins Gesicht zu Boden.

Ohne sich um den Bewußtlosen weiter zu kümmern, verläßt der Sturmführer mit seinen Leuten das Zimmer. Zwei geflochtene Peitschen und ein vierkantiges Tischbein haben sie hinter der Tür an die Wand gestellt. Der SA-Mann mit dem Revolver lehnt am Türpfosten und blickt den Korridor entlang den Davonschreitenden nach.

„Von diesen Mischpokes könnt ich täglich ein Dutzend versarschen!“

„Alles was recht ist, da war der Rodebeck ein anderer Kerl. Den haben wir eine Stunde vorgenommen, Kurt, Alwin, Otto und ich, der hat kein Wort gesagt. Nicht mal geschrien hat er. Solche Natur, der Junge. Eisern!“

„Dabei rann ihm das Blut aus den Mundwinkeln. Ein Fanatiker! Ein unglaublicher Fanatiker!“

„Der Karsten oder Korsten, wie hieß er noch, war auch gut,

was? Haut dem Schenker glatt in die Fresse. Der hätte ihm am liebsten was in die Rippen gejagt!“

„Einige Jungens sind richtig, die müßten bei uns sein. Solch hohläugiges Tränentier von Juden aber, den müßte man versarschen, bis er krepirt!“

Unter diesen Gesprächen erreichen die SS-Leute vom KzbV das Wachtlokal, ein Zimmer am äußersten Ende des Korridors. Sturmführer Kurt Dusenschön tritt als erster ein. Ein rundliches, fettgepolstertes, etwa zwanzigjähriges Mädel mit überstarker Brust und blonden Ringellocken sitzt an einem langen Tisch vor der Schreibmaschine. Sie empfängt die Eintretenden mit der Frage: „Na, hat er's zugegeben?“

„Klar, hat er. Und vor Angst in die Hosen geschissen!“

Sturmführer Dusenschön setzt dienstliche Miene auf und befiehlt: „Wir müssen sofort einen Bericht für oben machen. Kaufmann selbst will in dieser Angelegenheit bei der Vernehmung von Torsten und Tetzlin dabeisein. Die Burschen sind wichtig!“ Das Mädel spannt das Papier in die Maschine und legt sich zwei dicke Adreßbücher unter das Gesäß. Die SS-Leute stehen im Zimmer herum, sitzen auf dem leeren Tisch und auf der Fensterbank.

„Wessen Arbeit ist das eigentlich?“ fragt einer.

„Theos! Der ist, soviel ich weiß, von Kaiser auf diesen Tetzlin aufmerksam gemacht worden. Volle zwei Monate hat er ihn beobachtet, gestern endlich schnappt er zu und gleich gold-echt!“

„Der kriegt sicher 'ne Prämie!“

„Der wird sogar nach oben klettern!“

Der Sturmführer diktiert in die Maschine: „Nach anfänglichem Leugnen gestand der Jude Gottfried Miesicke: Erstens: Mitglied der Kommunistischen Partei zu sein. Zweitens: Der Kommunistischen Partei für ihre illegalen Arbeiten Geld gegeben ... nein“, unterbricht er sein Diktat, „er hat es ja noch nicht gegeben, er wollte es geben. Also muß es heißen: wollte geben! Gegeben zu haben! Das klingt aber so, als habe er es schon gegeben.“

Nun seid doch endlich mal ruhig, man kann keinen ganzen Satz zu Ende diktieren vor Lärm!

Gegeben haben zu wollen. — Also schreib: für ihre illegalen Arbeiten Geld gegeben haben zu wollen. Drittens: Kenntnis davon gehabt zu haben, daß Tetzlin dem Kurier ein Schiff

nach Kopenhagen verschaffen wollte.“

„Der hat sich eigentlich schnell bequem zu gestehen!“ wirft einer ein.

Der SS-Mann Harms, Oberscharführer, verbummelter Student, Sohn eines bis vor kurzem noch gutsituierten Taxifahrers, sitzt auf der Fensterbank, schlenkert mit den Beinen und grinst über das Diktatdeutsch des Sturmführers. Mein Gott, denkter, wenn man Sturmführer ist, muß man doch wenigstens drei Sätze richtiges Deutsch diktieren können. Der stottert sich ja ein blamables Zeug zusammen. Was heute alles Sturmführer werden kann?! Einige erhaltene Messerstiche und ein umgelegter Kommunist qualifizieren einen Menschen doch noch nicht zum Vorgesetzten. Wenn die da oben den Bericht lesen. Schauerlich! Oberscharführer Harms verschränkt die Arme und betrachtet überlegen den Sturmführer, die kurze, gedrungene Gestalt, das rötliche, gedunsene Quadratgesicht, die durch einen Fausthieb verunstaltete, schiefe Nase und das tief in die Stirn gewachsene, struppige Haar.

Der Sturmführer hat seinen Bericht fertig; betont energisch dreht er sich um. „Und daß heute abend jeder zur Stelle ist; es verspricht äußerst interessant zu werden!“ Dann verläßt er mit dem Bericht das Zimmer.

„Ein Deutsch, zum Quieken!“

„Mensch, Rudi, halt doch bloß die Fresse!“

„Was soll diese ewige Stänkerei? Der Kurt ist so 'ne Prachtseele. Scheiß an sein Deutsch. Er ist ein Kerl, das genügt!“

Natürlich Riedel, denkt Harms, die halten zusammen wie Pech und Schwefel. Der wird bald Oberscharführer werden. Wahrscheinlich wird er dem Dusenschön alles haarklein wiedererzählen. Schadet nichts. Der blamiert uns ja alle. Neulich, als er den Dr. Koltwitz, den Sozi, vernahm, bringt er ihm erst allerlei bei und fragt dann stolz in Gegenwart anderer: „Nun, was habe ich dir gelernt?“ Und der Jude erwidert, ohne mit der Wimper zu zucken: „Sie lehrten mich Liegestütz, Hüpfen und den Korridor entlangkriechen!“ Das Rindvieh Dusenschön hat nicht mal was gemerkt. Und das ist sein Vorgesetzter! Zustand. — Er kann nicht unterlassen zu bemerken: „Wenn man einen Bericht diktieren muß, sollte man zumindest richtiges Deutsch können!“

„Hättest du diktieren sollen!“

„Wieso ich? Bin ich Sturmführer?“

In diesem Augenblick poltert der lange Marinesturmann Teutsch herein. „Kommt doch bloß mal mit runter. Wir haben da einen von der Roten Marine vor, der wehrt sich wie verrückt.“

Sofort springen alle auf, lachen, grölen — den Burschen wollen wir uns mal ansehen! Muß ja eine tolle Marke sein! — und rennen zur Tür hinaus.

„Bringt die Peitschen und das Tischbein mit!“ schreit Riedel, der in langen Sätzen, drei Stufen auf einmal, die Treppe hinunterrast.

Seit seiner Einlieferung ins Stadthaus sitzt Heinrich Torsten in einer Box. Das sind die schmalen Schränke, die Miesicke für Spinde gehalten hat. Sie sind auch in der Tat nicht größer als gewöhnliche Spinde, einen halben Meter breit und eine Kleinigkeit tiefer. Die Türen dieser Boxen sind oben durchlöchert. Das ist die einzige Luftzufuhr.

In einer solchen Box hockt Heinrich Torsten. Er hockt darin bereits dreizehn Stunden. Mittags hat ihm ein Wachtmeister eine Schüssel Nudelsuppe hineingereicht und gegen Abend etwas Teewasser und Schwarzbrot. Herausgekommen ist er aus seinem Kasten nicht. Heinrich Torsten ist sich klar darüber, daß diese Maßnahme erst der Anfang der Grausamkeiten ist, die ihm bevorstehen. Sie wissen, wer er ist, und er weiß, sie wollen alles wissen, was er weiß. Seit Monaten hat er mit der Möglichkeit einer Verhaftung gerechnet, und er hat oft, wenn er daran dachte, gelindes Grauen gehabt, hat sich immer gesagt, wenn es soweit ist, komme ich nicht wieder heraus. Nun wundert er sich, daß er so ruhig und gefaßt ist. Er sagt sich, es sind Bessere, Tüchtigere vor mir denselben Weg gegangen. Und sie sind ihn mutig gegangen.

Verdammtes Pech. Kaum angelangt, auch schon verhaftet. Tetzlin muß entsetzlich leichtfertig gearbeitet haben. Er hätte nicht gleich selber die Verbindung aufnehmen sollen. Doch was nützen jetzt alle Selbstvorwürfe, jetzt heißt es, das bittere Ende ertragen. Torsten denkt an die Genossen. Wie werden sie erschrecken, wenn sie von seiner Verhaftung erfahren. Vor wenigen Wochen erst ist hier fast der ganze illegale Parteiapparat hochgegangen, über dreihundert Genossen. Und nun auch Tetzlin und er. Überall sitzen Spitzel. In allen Ecken lauert Verrat. Die Genossen werden in den nächsten Wochen

und Monaten harte Arbeit haben. Heinrich Torsten selbst hat Urlaub, den einzigen Urlaub, den es für einen Kommunisten gibt. Und auch im Gefängnis und Konzentrationslager gibt es eigentlich unendlich viel zu tun.

Urlaub, vollständigen Urlaub von der Politik haben wir erst im Grab. Vielleicht stehe ich schon davor. Wer kann wissen, was der nächste Tag bringt? Eugen Leviné sagte: Tote auf Urlaub. Wir Kommunisten sind Tote auf Urlaub!

... Und Torsten denkt an seine Frau Anna und an sein Töchterchen Margreth ... Sie sind jetzt allein, verlassen, hilflos. Ja, er hatte ein Heim, hatte eine Familie, hatte alles, was einem Bürger genügen mag, um glücklich und zufrieden zu sein ... Er aber ist so geartet, daß er nicht leben kann, wenn auf Wehrlosen, Unschuldigen, Unglücklichen herumgetrampelt wird, wenn die Menschenrechte mißachtet werden, wenn sein Volk mit Sirenen- und Fanfarenklängen in einen neuen Massenmord gelockt wird; er kann dann nicht schweigen, tät er's, er käme sich vor wie ein Verbrecher, denn er weiß, das Ende heißt Tod und Grauen, Not und Elend von Millionen ... Die Narren, die da glauben, sie retten sich und ihr Heim, wenn sie schweigend und duckend und gehorchend alles hinnehmen, was die neuen braunen Herren befehlen, sie werden ein tolles Wunder, ein furchtbares Erwachen erleben ...

Nein, ein Torsten kann nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Und er würde genauso handeln, böte sich ihm noch einmal die Gelegenheit dazu. Die draußen haben die Aufgabe, die Massen aufzuklären und die Pläne der Kriegstreiber zu durchkreuzen. Hier drinnen steht die Aufgabe, durch besonders hohe Moral die Massen zu begeistern und den Gegner zu demoralisieren.

Dennoch: Und Anna ... Und die kleine Margreth ... Was für Sorgen, was für Ängste werden sie ausstehen. Er weiß, sie billigt seine Handlungen, wirft ihm nichts vor, sie ist ein Mensch mit Sinn für Recht und Gerechtigkeit, mit Gefühl für Stolz und Würde, ein Mensch, der lieber leidet, als anderen Leid zuzufügen.

Auch sie ward zuweilen kleinmütig, hatte ihm zu verstehen gegeben, sie hätten doch eigentlich nichts von ihrem Leben, ewig dies Gehetztsein, diese Unruhe, diese Sorge um andere, diese — Politik ... War nicht viel Wahres dran? Gewiß, das, was andere „Leben“ nannten ... Arbeit, Verdienst, Feier-

abend, Heim und Eheleben und nichts anderes und dies möglichst ungestört — das hatten Torstens selten kennengelernt. Sie kannten es nicht, denn sie wußten, wenn sie sich die Augen verbinden und von den Ereignissen im Lande keine Notiz nehmen, sondern nur für ihr kleines augenblickliches Wohlergehen lebten, käme es einem Selbstmord gleich, wäre es ein Leben auf einem Vulkan, wäre es im mildesten Fall ein feiger Selbstbetrug ... Der Herrschaftsantritt der Nazis konnte nur den einen Sinn haben: Krieg. Ein neuer Völkerkrieg stand bevor ... Das weiß Torsten, der Marxist, der dank seiner Weltanschauung in das Getriebe der sozialen Kräfte und wirtschaftlichen Zusammenhänge blicken kann. Und er weiß ferner, daß ein neuer Krieg ein zweiter Weltkrieg werden muß und daß der, wie immer er sich auch entwickeln mag, Deutschland zugrunde richten muß. Wie könnte er offenen Auges, sich selbst täuschend, über all dies hinwegsehen?

Nun aber war er selber in den Fängen der Bestie, und Reue könnte sich einstellen, Vorwürfe, Selbstanklagen ...

Nein, Heinrich Torsten hat nichts zu bereuen; er hat nichts versäumt. So wie er es geführt hat, war sein Leben richtig und gut. Zu bedauern und zu beklagen sind die, die ihre Not ohne Hoffnung tragen, die, gedrückt und gedemütigt, ein Leben erdulden, das nicht erhellt wird vom Kampf um den Sozialismus. Zu bedauern sind die Unwissenden, Mutlosen, Hoffnungslosen. Nein, sein Leben ist herrlich gewesen.

Dreizehn Stunden sitzt Heinrich Torsten nun schon in der Box; er glaubt kaum, daß er noch einen ganzen Tag zu leben hat, und durchlebt das Auf und Nieder seines Lebens noch einmal. Seit dreizehn Stunden krümmt er sich in seiner Box, und er weiß nicht, wie lange er sich noch so quälen muß. Es ist spät am Abend, die übrigen Gefangenen sind längst ins Untersuchungsgefängnis gebracht worden. Nur eine einsame Nachtwache schleicht durch die Korridore.

Am Tage war es noch zu ertragen gewesen, die Ohren konnten leben. Vor seiner Box war ein dauerndes Kommen und Gehen. Die Wachtmeister sprachen miteinander. Namen wurden aufgerufen. Zu- und Abgänge mußten auf dem Gang warten. Das Leben war nicht ganz erstorben. Doch in diesen Abendstunden, wo es in diesem riesigen, steinernen Kellergewölbe menschenleer und totenstill ist, wo die Sammelzellen leer sind,

der Lärm der Korridore erloschen ist und nur alle halben Stunden ein einsamer Mensch auf Filzschuhen vorbeischiebt, ist es entsetzlich in diesem stehenden Sarg.

Torsten hämmert mit den Fäusten gegen die Tür. Sofort kommt der Wärter herbeigelaufen, aber er wagt nicht, die Tür der Box zu öffnen, sondern schreit von außen in den Kasten:

„Hallo, was ist denn los? Verhalten Sie sich mal ruhig!“

„Bin ich hier vergessen worden?“

„Bei uns wird keiner vergessen, hat alles seine Richtigkeit!“

„Herr Wachtmeister, nun sagen Sie doch mal, warum werde ich allein noch in diesem Käfig festgehalten? Soll ich die ganze Nacht hier drin bleiben?“

„Mann, das kann ich Ihnen auch nicht sagen, ich weiß es nicht!“

Torsten hört den Wärter fortschlurven. Jedenfalls weiß der nun, daß noch einer hier sitzt.

Nach einiger Zeit nähern sich wieder die schleichenden Schritte. Torsten hört seinen Namen flüstern und preßt das Gesicht an die Luftlöcher der Tür.

„Es heißt, Sie sollen heute Abend noch vernommen werden! Sie und Tetzlin. Der Chef der Staatspolizei will selbst dabei sein!“

„Ich danke Ihnen!“ flüstert Torsten aus seinem Kasten. „Sitzt Tetzlin auch in einer Box?“

„Nein, der ist anscheinend drüben beim KzbV!“

Torsten atmet erleichtert auf. Heute wird man wohl nicht mißhandeln, wenn der Chef der Gestapo dabei ist. Sie wollen ihn also richtig vernehmen? Was sie sich davon wohl versprechen? Hoffentlich hält Tetzlin dicht...

Ach, er befindet sich noch in diesem Holzkasten, aber er fühlt sich doch gleich bedeutend wohler. Und nun weiß er erst, daß ihm die Angst vor Mißhandlungen im Blut gesteckt hat. Lachhaft, der Käfig ist plötzlich gar nicht mehr so eng. Man kann zur Abwechslung aufstehen und sogar die Arme nach oben recken. Selbst wenn er die Nacht hier verbringen müßte, na, wennschon. Vielleicht würde ihm der Wärter noch einmal etwas zuflüstern. Gut wäre es, wenn er Tetzlin eine Nachricht übermitteln könnte. Der Chef der Staatspolizei persönlich. Großartig! Möglicherweise kommt er um Mißhandlungen herum. Schließlich, er ist doch auch nicht mehr der Jüngste. Also mal wieder, trotz allem, Glück gehabt.

Und Stunde um Stunde verrinnt. Es mag kurz vor Mitternacht sein, da kommt es den Nebengang heruntergepoltert. Torsten starrt gespannt horchend in die Dunkelheit. Eine Klingel schrillt durch den Korridor. Sie kommen. Der Wärter öffnet die schwere Tür. Torsten hört deutlich seinen Namen. Es dröhnt in den Gewölben vom Schritt eisenbeschlagener Stiefel. Die Tür der Box wird geöffnet. Torsten blinzelt geblendet ins gelbe Korridorlicht und erhebt sich. Neben dem Wärter stehen drei Männer in SS-Uniform. Der eine nestelt an seinem Gurt und zieht den Revolver.

„Treten Sie heraus!“

Interessiert mustern die SS-Leute den Gefangenen. Sie scheinen überrascht zu sein. Er tritt mit stolzer Haltung aus dem dunklen Kasten und sieht den SS-Leuten fest und gerade ins Gesicht.

Torsten wird den Weg geführt, den Miesicke vor einigen Stunden ging. Zwei SS-Wachtmeister nehmen ihn in die Mitte, der dritte geht, den Revolver in der Hand, hinterher. Sie sprechen kein Wort. Wie sie durch die verlassenenen, dunklen Korridore des Alten Stadthauses gehen, schreit in einem Zimmer eine Frau auf, kurz und gellend. Dann ist wieder Stille. Die Wachteute gehen weiter, als hätten sie nichts gehört. Vom Neuen Stadthaus gehen sie durch eine Einfahrt in den roten Backsteinbau des früheren Wohnungsamtes. Dort bleiben sie im Korridor des Erdgeschosses stehen.

„Mit dem Gesicht an die Wand dort hinstellen!“

Aus dem Nebenraum kommen weitere SS-Männer, unter ihnen Sturmführer Dusenschön. Gespreizt und wichtig geht er auf Torsten zu, stellt sich dicht hinter ihn und zerrt ihn am Ärmel.

„Dreh dich mal um! Du warst also Reichstagsabgeordneter? Reichstagsabgeordneter der Kommune? Los, antworten!“

Torsten hat sich umgedreht und blickt dem breitbeinig vor ihm stehenden, untersetzten Menschen ins aufgequollene, rotviolette Gesicht. Ein Trinker. Und ein Vieh. Ein böses Vieh. Torsten sieht ihn groß an und gibt keine Antwort.

„Willst du nicht antworten, oder hast du nicht begriffen? Du warst doch Reichstagsabgeordneter?“

Torsten schweigt. Dusenschön fixiert ihn mit zusammengekniffenen Augen und preßt die Lippen aufeinander, dann aber lacht er laut auf. „Mein Lieber, du wirst bei uns noch

reden lernen!"

Und er lacht, daß ihm der fleischige Hals rot anläuft. Doch sein Lachen ist unecht, ist verkrampft. Sogar die SS-Leute merken das; sie lachen nicht mit, sondern starren nur wortlos auf den stummen Gefangenen.

Der SS-Posten an der Einfahrt schreit: „Achtung!“ Die SS-Wachleute zucken zusammen, zupfen ihre Uniformen und ihre Mützen zurecht. Sturmführer Dusenschön wirft einen prüfenden Blick auf seine Leute. Der Blick sagt: Macht mir keine Schande! Da betreten auch schon hohe Offiziere der SA und SS und mehrere Zivilisten das Gebäude.

„Achtung!“ Hacken schlagen zusammen, die Körper erstarren, die rechten Arme schnellen hoch. Die salutierenden SS-Wachmänner keines Blickes würdigend, schreitet der hohe Besuch vorbei in das Vernehmungszimmer. Ein pompöser Aufzug: braunes Wildleder, rote und blaue Bänder um braune Mützen, poliertes Lederzeug, schwere Parabellumkästen, kokett baumelnde Ehrendolche, im matten Licht der Korridorlampen blinkendes schwarze und braune Schaftstiefel, Tressen und Orden.

Vor der Tür, durch die sie treten, nehmen zwei SS-Leute mit Stahlhelm Aufstellung. Sturmführer Dusenschön geht mit ins Zimmer. Die SS-Posten tuscheln einander zu. Torsten glaubt einige Male den Namen Kaufmann deutlich zu vernehmen.

Dusenschön steckt seinen rötlichen Bullenkopf aufgeregt zur Tür heraus. „Torsten, reinkommen!“

Der Gefangene geht mit ruhigen Schritten in den großen, völlig leeren Raum. Die Offiziere und Zivilisten haben sich im Halbkreis gruppiert. Ein großer Mann mit rundem Glatzkopf winkt Torsten heran. Er tritt näher. Das Bewußtsein, so viele Augenpaare feindlich auf sich gerichtet zu sehen, läßt ihn den Körper noch mehr straffen.

„Torsten, wir wissen, wer Sie sind und in wessen Auftrag Sie nach Hamburg gekommen sind. Wir kennen die Aufgabe, die Sie hier erledigen sollten. Leugnen ist völlig unsinnig. Was wir von Ihnen nur noch wissen wollen, ist: Erstens: Wer hat Sie von Berlin hergeschickt? Ich meine die Personen selbstverständlich. Zweitens: Wer sind gegenwärtig die leitenden Leute der hiesigen Bezirksleitung? Drittens: Wer ist Karbe, dessen Unterschrift auf der Quittung steht, die wir bei Ihnen fanden? Ich mache Sie von vornherein darauf aufmerksam, daß wir fast über alles unterrichtet sind, daß wir von Ihnen nur die Bestäti-

gung haben und Ihren guten Willen sehen wollen. Der Jude Miesicke und dieser Tetzlin haben nämlich bereits ausgesagt!“

Torsten hat dem Sprechenden unablässig ins Gesicht geblickt. Nun sieht er um sich, und sein Blick bleibt an einem Menschen hängen, den er zu kennen glaubt. Es ist ein mittelgroßer, dicklicher Mann in hellem Sommermantel und grauem Schlapphut. Dieses glatte, ausdruckslose, rundliche Gesicht hat er bestimmt schon irgendwo gesehen. Aber wo?

Torsten gibt sich einen Ruck und antwortet: „Meine Herren, ich habe Ihnen gesagt, wer ich bin und wo mein fester Wohnsitz ist, damit habe ich alles gesagt!“

Der vernehmende Kriminalkommissar, ein schwerer Mann mit einer Beinprothese, humpelt langsam auf den Gefangenen zu; betont fragt er: „Soll das heißen, daß Sie jede weitere Aussage verweigern?“

„Jawohl, Herr Kommissar! Sie kennen meine politische Position. Was würden Sie von einem Manne halten, der in meiner Lage Kameraden verrät?“

„Es handelt sich hier nicht um Moral, es handelt sich um Deutschland! Ich gebe Ihnen den guten Rat, meine Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten!“

„Es tut mir leid, Herr Kommissar!“

„Es tut dir leid?“ faucht wütend der Kommissar und schiebt seinen dicken Kopf ganz nahe vor Torstens Gesicht. „Es tut dir leid?“

Ein blitzschneller Schlag trifft Torsten zwischen Nasenflügel und Oberlippe. Der taumelt überrumpelt zurück. „Es hat dir nichts leid zu tun, du hast zu antworten!“

„Ich sage von nun an kein Wort mehr!“

Einen Augenblick ist Grabesstille im Zimmer. Die SA- und SS-Offiziere, die hohen Zivilbeamten starren den schweigenden Gefangenen an.

„Armer Irrer!“ zischt der vor Ärger und Wut weiß gewordene glatzköpfige Kommissar und läßt sich ein dreiviertel Meter langes schwarzes Futteral reichen. Umständlich löst er den Verschuß. Alle schauen ihm zu, auch Torsten. Soll er etwa fotografiert werden? Er kann sich nicht erklären, was in diesem Futteral steckt. Der Kommissar holt eine dunkle, arm-dicke Gummirolle heraus, die an einem Ende einen sauber gedrechselten Griff hat. Den Kopf lauernd gegen Torsten gesenkt, die Augen in den fetten Polstern von unten auf den Gefan-

genen gerichtet, fragt er: „Willst du nun Aussagen machen?“ Torsten sieht ihn groß an. Er hat begriffen, was dies alles bedeutet, und schweigt.

„Ob du Aussagen machen willst?“

Torsten steht wie erstorben.

„Bück dich!“

Torsten erbleicht. Er rührt sich nicht.

„Bück dich!“ schreit der Kommissar. „Bück dich, du Schwein! Runter mit dir!“

Fassungslos blickt Torsten auf die unbeweglichen, stummen Zuschauer. Wieder bleibt sein Auge auf dem Mann im hellen Sommermantel hängen. Ihre Blicke treffen sich. Nichts als Haß schlägt hin- und herüber.

Drei SS-Männer fallen über Torsten her. Einer zieht ihm den Kopf nach unten; die beiden anderen packen seine Arme und schrauben sie nach oben, so daß er sich vor Schmerzen krümmen muß. Der Kommissar schiebt langsam sein steifes Bein vor, zielt bedächtig und schlägt mit der Gummistange weit ausholend auf Torstens Gesäß. Ein furchtbarer, klatschender Schlag. Der Geschlagene stöhnt entsetzt auf. Da schiebt sich schon wieder das steife Bein nach vorn, und ein zweiter Schlag saust herab. Ein dritter, vierter, fünfter. Torsten röchelt. Sein Kopf läuft vor Schmerz und Scham rot an. Er fühlt einen bleiernen Druck im Schädel.

Seine Arme werden losgelassen, die Hände um seinen Hals lösen sich, langsam reckt er sich auf. Vor seinen Augen schwimmt alles. Er rafft sich zusammen, würgt Speichel und sieht dann, daß die SA- und SS-Führer, die Zivilisten und SS-Wachleute immer noch um ihn herumstehen. Und keiner rührt sich, keiner sagt ein Wort. Doch, der im Sommermantel löst sich aus der Gruppe und tritt auf ihn zu. „Torsten, mir sind derartige Methoden zuwider, doch was bleibt uns anderes übrig. Verpiffen ist sowieso schon alles. Sagen Sie, wer ist Karbe, und Sie werden nicht mehr mißhandelt!“

Jetzt weiß Torsten, wer der Mensch vor ihm ist: der Reichsstatthalter Kaufmann. Er erinnert sich seiner vom Reichstag her, sie sind beide in den letzten Wahlperioden Abgeordnete gewesen. In die Fresse hauen mußte man diesem schmierigen Burschen, ins Gesicht spucken.

„Sind Sie halsstarrig, ist das nur Ihr Schaden. Unser Atem ist länger als Ihrer!“

Torsten läßt keinen Blick von diesem pausbäckigen, gepflegten Menschen, der hier über Tod und Leben entscheidet. Aber er erwidert kein Wort.

Achselzuckend und mit kaltem Lächeln dreht ihm der Reichsstatthalter den Rücken. Sofort fallen die Folterknechte wieder über ihn her.

Mag er die Augen in Willensanspannung noch so zusammenkneifen, die Zähne vor Schmerzen noch so aufeinanderpressen — die wahnsinnig schmerzenden Erschütterungen seines Körpers durch die wohlgezielten Schläge pressen aus ihm tierische Schreie und unterdrücktes Wimmern und Röcheln. Beim achten Schlag sackt er in die Knie, und sein Gesicht schlägt auf den Boden.

„Eine Pütz Wasser!“ ruft Sturmführer Dusenschön, der wichtig um den Delinquenten herumläuft, ihm das Gesicht nach oben reißt und die Augenlider auseinanderzerrt. „Viel leicht markiert der Kerl nur.“

„Ein Mordsker!“ flüstert der Standartenführer Ellerhusen aus dem Stabe des Reichsstatthalters einem Kameraden zu.

„Man sollte aufhören“, antwortet der, „aus dem ist doch nichts herauszuholen!“

„So etwas gibt es nicht“, Standartenführer Ellerhusen schüttert den Kopf. „Wir müssen den Mann zum Reden bringen!“

Ein SS-Mann stellt einen Eimer Wasser herein, vor den am Boden Liegenden. Zwei SS-Wachtmeister heben ihn hoch, ein dritter packt den Kopf und drückt ihn ins Wasser. Ein konvulsivisches Zucken geht durch Torstens Körper. Der Kopf wird wieder hochgerissen und bewegt sich schwach. Die Kiefer zucken.

„Noch mal!“ kommandiert Dusenschön.

Wieder wird der Kopf ins Wasser getaucht. Nach einer Weile schlagen die Beine aus, der Körper windet sich. Wie Torstens Kopf aus dem Wasser gezogen wird, treten seine Augen fast aus den Höhlen; das Haar hängt ihm in nassen Strähnen ins Gesicht; der halbgeöffnete Mund atmet gierig.

Der Kommissar mit dem steifen Bein packt Torsten am Rock.

„Das ist nicht vorbei, mein Junge, jetzt fängt's erst an! Wenn du auf unsere Fragen nicht antwortest, geht es so die ganze Nacht weiter, bis du verreckst! Verstanden! Hast du Familie?“

Torsten nickt schwach.

„Na also, sei doch nicht meschugge! Wofür opferst du dich? Dein Genosse Tetzlin ist bedeutend vernünftiger gewesen. Der hat uns seinen Auftraggeber genannt, und gleich hatte er Ruhe. Euer Geldmann, der Jude Miesicke, hat ebenfalls das Leugnen schnell aufgegeben. Also genug, rede, und die Sache ist erledigt!“

Torsten, der immer noch von einem SS-Mann gestützt werden muß, erwacht langsam, befreit sich aus den Armen des SS-Mannes und wankt auf den Kommissar zu. Es sieht aus, als wolle er reden, aber er sieht ihm nur lange in die Augen und schweigt. Alle schweigen. Es ist im ganzen Raum kein Laut zu hören. Der Kommissar reißt einem SS-Mann die Gummistange aus der Hand und brüllt unbeherrscht: „Bück dich! Runter mit dir!“

Beim ersten Schlag schon bricht Torsten stöhnend zusammen.

„Wasser her!“ schreit Dusenschön.

Wieder wird der Kopf des Ohnmächtigen ins Wasser getaucht. Der Reichsstatthalter tritt vor. „Ich glaube, meine Herren, wir werden heute keine Ergebnisse erzielen. Gehen wir!“

„So etwas ist noch nicht dagewesen!“ flüstert Standartenführer Ellerhusen, Adjutant des Reichsstatthalters und hamburgischer Staatsrat. „Je höher wir greifen, desto weniger bekommen wir heraus! Na, jedenfalls haben wir von Tetzlin den Verbindungsmann. Durch den können wir an weitere!“

Die SS-Leute nehmen stramme Haltung an und salutieren. Der Reichsstatthalter und sein Gefolge verlassen den Raum. Ihre Wagen stehen bereits in der Einfahrt. Schon lassen die Chauffeure die Anlasser surren.

„Ich hoffe, wenn wir erst unser Lager eingerichtet haben, werden wir erfolgreicher arbeiten!“

„Ich bin davon überzeugt!“ erwidert der Standartenführer dem Reichsstatthalter.

Bevor die Herren ihre Wagen besteigen, tritt Standartenführer Ellerhusen an den Sturmführer Dusenschön heran. „Wenn der sich zum Sprechen bequemt, wäre es außerordentlich gut!“ sagt er und blinzelt bedeutsam. „Zu Befehl!“ Dusenschön klappt die Hacken zusammen.

Kaum haben die Wagen die Ausfahrt verlassen, stürzt der Sturmführer über den Korridor ins Vernehmungszimmer zurück. Der Gefangene liegt lang ausgestreckt — das Gesicht nach unten — auf dem Boden.

„Scharführer Riedel!“

„Zu Befehl! Sturmführer!“

„Das Schwein muß unter allen Umständen heut nacht noch zum Reden gebracht werden!“

„Zu Befehl, Sturmführer!“ Dann aber macht Riedel, auf den am Boden Liegendenweisend, eine fragende Geste. Mit dem da? — soll es heißen — der ist doch erledigt!

„Natürlich erst zu sich kommen lassen! Überhaupt, mach es, wie du willst!“ Wut in den Zügen, verläßt der Sturmführer den Raum. Torsten wird von zwei SS-Leuten in eine Ecke gezerrt. Einer macht sich den Spaß, ihm in einem fort Wasser über das Gesicht zu gießen. Aber Torsten kommt auch dadurch nicht zu sich. Schließlich wird es dem SS-Mann langweilig, und er gesellt sich zu den anderen, die sich unbekümmert unterhalten.

Nach drei viertel Stunden erwacht wieder Leben in dem Gefangenen. Eine Weile später schleppen sie ihn, dessen Augen und Lippen dick geschwollen sind, dessen Nase ein blutiger Klumpen ist und dessen Beine kraftlos herabhängen, über den Korridor, eine dunkle, steinerne Treppe hinunter in den Keller.

„Ich würde ihn ins UG schaffen lassen! Mir wäre die Verantwortung zu groß!“

„Der kann kein Glied bewegen, wie soll der herauskönnen!“ antwortet Dusenschön. „Ich möchte ihn noch mal vernehmen, der Kerl muß doch mal mürbe werden!“

„Laß ihn sich einen Tag erholen, du weißt, dann klappt's oft!“

Es dämmt über den Häusern der schlafenden Stadt. Ein Privatwagen des KzbV fährt vor. Torsten wird von drei SS-Leuten hineingeschoben und nach dem Untersuchungsgefängnis gefahren.

„Wir holen dich wieder!“ ruft ihm der Sturmführer bei der Abfahrt nach.

Die Beamten der Nachtwache des Untersuchungsgefängnisses, die Torsten in Empfang nehmen, schütteln die Köpfe. Be-

hutsam wird er in eine Zelle des Erdgeschosses geführt. Einer besorgt Verbandzeug; ein anderer flößt ihm aus einer Thermosflasche heißen Kaffee ein. Dann lassen sie ihn allein. Torsten kann keinen Schlaf finden; er fiebert und phantasiert; zusammenhanglos vor sich hin sprechend, starrt er gegen die Wand.

In der Nachbarzelle liegt John Tetzlin. Auch er findet keinen Schlaf; auf Socken rennt er die Zelle auf und ab; sechs kleine Schritte vom Fenster zur Tür, sechs kleine Schritte von der Tür zum Fenster. Die starken Scheinwerfer auf dem Gefängnishof, die die Außenfronten des Gefängnisses beleuchten, erhellen auch seine Zelle. Der Posten hat einige Male hereingeblickt, ihn unruhig hin und her gehen sehen, aber nichts gesagt. Das Zellenfenster ist geöffnet, die Augustnacht ist kühl, und in diesen Zellen, die auf gleicher Höhe mit dem Erdboden liegen, ist es sogar kalt; doch Tetzlin hat einen fieberheißen Kopf...

Wie war es bloß möglich, daß er sich so vergessen konnte! Du bist ein miserabler Kommunist, John Tetzlin, ein gemeiner Hundsfoth. Zehn Jahre bist du organisiert, zehn Jahre, zehn Jahre, und gibst deinen Org.-Leiter der Polizei preis, verrätst den Namen deines Mitarbeiters, den Namen eines guten, mutigen Genossen. Alle haben sie dir vertraut, John, alle haben sie in dir einen stahlharten Bolschewiken gesehen. Alle haben dich geliebt, John, und du verrätst deinen Org.-Leiter dem KzbV, hetzt die Bluthunde auf die Spur deines Freundes. Zehn Jahre bist du Kommunist, John. Gewiß, sie haben dich geschlagen, haben dich gequält, gefoltert, aber du weißt genau, was andere Revolutionäre litten, ohne zum Verräter zu werden. Du weißt genau, daß viele sterben mußten und doch ihre Genossen nicht verrieten, daß sie sich totfoltern ließen, aber ihren Henkern ins Gesicht spuckten. John Tetzlin hat Verrat geübt. John Tetzlin hat seinen Org.-Leiter dem KzbV verraten. John Tetzlin ist ein Verräter. Zehn Jahre Kommunist. Zehn Jahre. Hast 1923 in Barmbeck mitgekämpft! Mein Gott, wie war es bloß möglich? Wie war es bloß möglich...

Und der Hafenarbeiter John Tetzlin, ein Koloß von Kerl, mit mächtigen Schultern, wandert schwitzend und schwer atmend ruhelos durch die gespenstisch erleuchtete Zelle. Früh am Morgen hört er, daß jemand nebenan in die Zelle geschafft

wird; und er ahnt, daß es der mit ihm verhaftete Berliner ist. Er hängt sich an das offene Zellenfenster und ruft, ohne sich um Posten und Wachtmeister zu kümmern: „Franz! Franz!“ Er hört als Antwort ein leises „Josef!“ und schwache Schläge an die Wand.

Tetzlin hängt an seinem Zellenfenster und starrt ins grelle Scheinwerferlicht, auf die dunkle Mauer dahinter, über der sich die hohen Bäume des Stadtgrabens und der dämmernde Morgen erheben. Es ist nachts still; der Posten geht seine Runde. Tetzlins Gedanken kreisen unablässig um das eine. Plötzlich schreit es aus ihm heraus: „Ich habe einen Genossen verraten! Du, du, ich habe einen Genossen verraten! Kannst du das verstehen? Du? Ich habe ihn verraten!“

Rund um ihn ist Schweigen. Auch aus der Nachbarzelle kommt keine Antwort. Tetzlin klopft an die Wand.

„Du, hörst du? Hörst du?“ Keine Antwort, kein Klopfen kommt. Tetzlin hängt sich wieder ans Fenster, preßt sein glühendes Gesicht an die Gitterstäbe und ruft: „Haben sie dich auch mißhandelt?“

„Ja!“ antwortet es nebenan.

„Hast du ... hast du ... ausgesagt?“

„Nein!“

Tetzlin prallt vom Fenster zurück. Wortlos starrt er auf den Hof hinaus, ins Scheinwerferlicht, auf die dunkle Mauer, die breiten Baumwipfel, den morgendlichen Himmel. Schritt um Schritt weicht er vom Fenster zurück, bis er mit dem Rücken an die Zellentür stößt. So steht er lange und starrt zum Gitterfenster hin...

Gottfried Miesicke wird nach seiner Vernehmung nicht auf die Polizeistation in Einzelhaft gesteckt, sondern auf den Boden des Untersuchungsgefängnisses gebracht: auf die „Sperlingshöf“. Früher wurden diese Böden zur Aufbewahrung von Gerümpel verwendet; als aber die Massenverhaftungen nach dem Regierungsantritt Hitlers eine unvorstellbare Überfüllung aller Gefängnisse mit sich brachten, half sich die Verwaltung des Untersuchungsgefängnisses, indem sie die riesigen Böden des Gefängnisses in Massenzellen umwandelte.

Miesicke und die fünf Gefangenen, die mit ihm heraufgebracht werden, betreten einen menschenüberfüllten, drückend heißen, großen Raum. Kaum schließt sich die Tür hinter ihnen, werden

sie mit lautem Hallo in Empfang genommen. Einige haben Bekannte unter den Zugängen, die umringt und ausgefragt werden. Miesicke kennt keiner.

An den Wänden stehen in langen Reihen Feldbetten und dazwischen Tische, an denen Schach und Karten gespielt wird. Miesicke läßt sich von einem jungen Burschen ein freies Bett zeigen. Er legt seinen Hut darauf. In einigen Betten schlafen bereits Gefangene. Miesicke weist auf sie hin und fragt. Der Junge erzählt ihm, daß sie mißhandelt worden seien. Am liebsten hätte auch er sich hingelegt, aber Miesicke verschweigt aus Scham, daß sie ihn geschlagen haben. Eine Flut von Fragen muß er beantworten. Aber er hat das Gefühl: auch hier glaubt man ihm seine Schuldlosigkeit nicht.

Dieser Abend auf der „Sperlingshöh“ wird Miesicke zum Erlebnis. Es ist nicht nur sein erster Tag in einem Gefängnis, es ist auch der erste Tag, den er unter Kommunisten verbringt. Unter denen, die mit Miesicke angekommen sind, befinden sich zwei Mitglieder einer Agitprop-Truppe. Nun sind von dieser Gruppe bereits fünf Mitglieder in dem Saal. Und es dauert nicht lange, da werden die Schachspiele von den Tischen geräumt, die Karten eingesammelt, Bänke und Tische zusammengestellt, und die improvisierte Agitprop-Truppe „Rote Knastjüngens“ beginnt mit ihrem Spiel.

Für Miesicke ist dies alles unerhört. Er sieht sich die Insassen des Saales genauer an: Es sind durchweg Arbeiter. Viele junge Leute darunter. Die meisten sind kümmerlich gekleidet, sie haben gestopfte Strickwesten an; ihre kragenlosen Hemden sind zerrissen; ihre Hosen eingelaufen und ausgefranst. Erwerbslose, denkt Miesicke. Zwei von den Gefangenen tragen bessere Kleidung.

Miesicke bewundert den Zusammenhalt unter den Gefangenen, den kameradschaftlichen Ton ihrer Unterhaltungen, die unanfechtbare Gelassenheit, mit der sie ihre Haft hinnehmen, ihr leidenschaftliches Interesse an politischen Diskussionen, ihre präzise und gewählte Ausdrucksweise. Besonders aber staunt er über die fünf jungen Arbeiter, die an der Wand zwischen den beiden Saaltüren aus dem Gedächtnis Sketchs aufführen, schmissige, melodische Songs vortragen und aufrüttelnde, leidenschaftliche Verse deklamieren. Kommunisten sind seltsame Menschen, rätselhafte Menschen, findet Miesicke. Auf den Straßen grölen und krakeelen sie, fallen

Polizisten an, verjagen Andersdenkende, und im Gefängnis benehmen sie sich manierlich und kultiviert, rezitieren Klassiker und singen Songs, verhöhnen die Unwissenheit und appellieren an die Vernunft.

Ein junger Blondkopf in rotem Sweater spricht, und seine großen, hellen Augen leuchten:

„Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren.
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsere Glut zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verblieb,
Singt durch die deutschen Straßen:
Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!“

Er hat diese Strophe kaum beendet, da kommt aus einem der Feldbetten, in denen die Mißhandelten liegen, der wie im Fieberwahn ausgestoßene Schrei: „Hassen!“

Nur dieser eine Schrei. Aber es ist, als hätten sich in diesen einen Schrei Qual und Haß aller Gemarterten in den Gefängnissen Deutschlands ergossen.

Den Gefangenen stockt der Atem. Der Geschundene sinkt mit einem Stöhnen aufs Lager zurück. Die fünf brechen ihr Spiel ab. Bänke und Tische werden an ihre Plätze gestellt. Es ist still geworden unter den Gefangenen. An diesem Abend werden Karten und Schachfiguren nicht mehr angerührt ...

Der Morgen graut. Miesicke wälzt sich immer noch schlaflos auf der Matratze. Neben und um ihn ist lautes Atmen und Schnarchen. Ein Mißhandelter wimmert leise im Schlaf. An Miesicke ziehen noch einmal die Vorgänge des vergangenen Tages vorüber. Das schmutzige Kellerloch in der Polizeiwache ... Die ekelhafte Sammelzelle im Stadthaus ... Die erste Vernehmung durch den Kommissar ... Die Verprügelung beim KzbV, diese ihm unfaßbare, rohe Demütigung ... Und der heutige Tag, was wird der bringen? Ach, Miesicke denkt gar nicht mehr an seine Krawatten, an die vierzehnhundert Mark, an Brinkmann, der sein Geld haben will, er lebt in einer neuen Welt, ringt mit neuen Fragen, fürchtet Gefahren, die ihm bisher unbekannt waren. An seine Bella denkt er, in Zorn und Zärtlichkeit.

Warum hat sie ihn noch nicht aufgespürt? Warum hat sie noch nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ihn herauszubekommen?

Hin und her gestoßen zwischen schrecklichen Erinnerungen und bangen Erwartungen, Zweifeln und Hoffnungen, Abscheu und Bewunderung, dämmert Miesicke schließlich in den Schlaf hinüber, den ersten Schlaf nach vierundzwanzig Stunden.

Am Morgen herrscht auf der Polizeistation des Untersuchungsgefängnisses große Aufregung.

Torsten befühlt seine geschundenen Glieder, schüttelt den schweren, drückenden Schlaf von sich und horcht auf das Gerenne im Korridor und in der Nebenzelle. Er hört nach dem Heilgehilfen rufen und fragt sich, was geschehen ist.

Einige Minuten später kommen zwei Wachtmeister zu Torsten in die Zelle.

„Es tut uns leid, aber die Staatspolizei hat es angeordnet!“

Torsten wird gefesselt, die Hände auf den Rücken.

„Es geschieht zu Ihrer eigenen Sicherheit“, erklärt der eine Beamte, „damit Sie sich nichts antun! Ihr Zellennachbar, der Tetzlin, hat sich heute nacht erhängt!“